

KEITH GESSEN
EIN SCHRECKLICHES LAND
ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON JAN KARSTEN

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:
© CulturBooks Verlag 2021
Gärtnerstraße 122, 20253 Hamburg
www.culturbooks.de
Alle Rechte vorbehalten

A TERRIBLE COUNTRY
Copyright © 2018, Keith Gessen
All rights reserved

Foto Keith Gessen: © Nina Subin
Übersetzung: Jan Karsten
Redaktion: Zoë Beck
Korrektur: Kristina Wengorz
Übersetzung aus einem Gedicht von
Ossip Mandelstam auf Seite 246: Kurt Lhotzky
Übersetzung von Anna Achmatowas »Requiem«
auf Seite 320: Rosmarie Düring
Herstellung: Klaus Schöffner
Umschlaggestaltung: Cordula Schmidt Design, Hamburg
Coverillustration: Alessandro Gottardo
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1. Auflage 2021
ISBN 978-3-95988-151-7

Für Rosalia Moiseewna Solodownik, 1920–2015

TELI

1. ICH ZIEHE NACH MOSKAU

Im Spätsommer 2008 zog ich nach Moskau, um mich um meine Großmutter zu kümmern. Sie wurde bald neunzig, und ich hatte sie seit fast zehn Jahren nicht mehr gesehen. Unsere Familie bestand nur noch aus meinem Bruder und mir; ihre einzige Tochter, unsere Mutter, war vor vielen Jahren gestorben. Jetzt lebte Baba Sewa allein in ihrer Moskauer Wohnung. Als ich anrief und ihr sagte, dass ich komme, schien sie sich zu freuen, wirkte aber auch ein bisschen verwirrt.

Meine Eltern und mein Bruder und ich hatten die Sowjetunion 1981 verlassen. Ich war sechs, und Dima war sechzehn, und das war ein entscheidender Unterschied. Ich wurde Amerikaner, während Dima im Grunde ein Russe blieb. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ging er sofort zurück nach Moskau und machte ein Vermögen. Seitdem hat er viele Vermögen gemacht und auch wieder verloren; wie es im Moment aussah, wusste ich nicht genau. Aber eines Tages schrieb er mich auf GTalk an und fragte, ob ich nach Moskau kommen könne, um mich um Baba Sewa zu kümmern, weil er für unbestimmte Zeit nach London müsse.

»Was willst du denn in London?«

»Das erklär ich dir, wenn wir uns sehen.«

»Du verlangst von mir, alles stehen und liegen zu lassen, um ans andere Ende der Welt zu fahren, und willst mir noch nicht mal sagen, warum?«

Ich war immer sehr schnell gereizt, wenn ich mit meinem älteren Bruder zu tun hatte. Das gefiel mir nicht, aber ich konnte es einfach nicht ändern.

Dima schrieb: »Wenn du nicht herkommen willst, dann sag es einfach. Aber ich werde es dir ganz bestimmt nicht auf GTalk erklären.«

»Weißt du«, antwortete ich, »man kann die Einstellungen auf vertraulich setzen. Dann sieht es niemand.«

»Du bist ein Idiot.«

Damit wollte er sagen, dass er es mit einigen echt finsternen Typen zu tun hatte, die sich nicht so leicht davon würden abhalten lassen, seine Chats zu lesen. Vielleicht war es die Wahrheit, vielleicht auch nicht. Dima bewegte sich diesbezüglich in einer permanenten Grauzone.

Was mich anging: Ich war nicht wirklich ein Idiot. Aber ich war auch nicht kein Idiot. Ich hatte vier lange Jahre am College und dann acht noch viel längere Jahre an der Grad School damit verbracht, russische Literatur und Geschichte zu studieren, Bier zu trinken und das Eishockeyturnier um den Grad Student Cup zu gewinnen (fünfmal!). Und anschließend hatte ich mich drei Jahre lang ohne jedes Ergebnis auf dem Arbeitsmarkt herumgetrieben. Als Dima mich anschrieb, hatte ich alle verfügbaren Postgraduiertenstipendien ausgeschöpft und mich verpflichtet, ein paar Onlinelektionen in der neuen Universitätsinitiative BOMOK – Abkürzung für »bezahlte offene Massen-Online-Kurse« – zu übernehmen, wobei sich der »bezahlte« Teil vor allem auf die Studierenden bezog, die wirklich ziemlich bluten mussten, und nicht so sehr auf die Lehrenden, die nur sehr wenig bekamen. Viel zu wenig, um weiterhin in New York leben zu können, wie sparsam man auch war. Kurz gesagt, wenn es darum ging, ob ich ein Idiot war oder nicht, ließen sich Argumente für beides finden.

Dass Dima mir gerade jetzt schrieb, kam so gesehen eigentlich genau zur richtigen Zeit. Allerdings hatte er auch ein Händchen dafür, Leute in etwas hineinzuziehen, das

nicht in ihrem besten Interesse lag. Einmal hatte er seinen mittlerweile ehemals besten Freund überredet, nach Moskau auszuwandern und eine Bäckerei zu eröffnen. Bedauerlicherweise lag Toms Bäckerei zu nah an einer anderen Bäckerei, und er hatte Glück gehabt, Moskau lediglich mit einer ausgekugelten Schulter wieder verlassen zu können. Ich ging jedenfalls mit äußerster Vorsicht vor.

Ich fragte: »Kann ich in deiner Wohnung wohnen?« Dima hatte damals, nach dem Zusammenbruch der russischen Wirtschaft 1999, die Wohnung direkt gegenüber meiner Großmutter gekauft. Mich von dort aus um sie zu kümmern wäre ziemlich praktisch.

»Die ist untervermietet«, meinte Dima. »Aber du kannst in unserem alten Schlafzimmer in Großmamas Wohnung schlafen. Es ist ordentlich und sauber.«

»Ich bin dreiunddreißig«, antwortete ich und meinte damit, ich sei zu alt, um bei meiner Großmutter zu wohnen.

»Wenn du dir deine eigene Wohnung mieten willst, nur zu. Aber es sollte in Großmamas Nähe sein.«

Unsere Großmutter wohnte im Zentrum von Moskau. Die Mieten dort waren fast so hoch wie in Manhattan. Von dem, was ich mit meinen BOMOKs verdiente, würde ich mir gerade mal einen Schlafsessel leisten können.

»Kann ich dein Auto benutzen?«

»Das habe ich verkauft.«

»Alter! Wie lange wirst du denn weg sein?«

»Weiß nicht«, schrieb Dima. »Und ich bin schon weg.«

»Oh«, erwiderte ich. Er war bereits in London. Er musste ziemlich überstürzt aufgebrochen sein.

Und ich wiederum wollte ziemlich dringend New York den Rücken kehren. Der letzte meiner Kommilitonen aus dem Institut für Slawistik war gerade wegen eines neuen Jobs nach Kalifornien gezogen, und meine Freundin, Sarah,

mit der ich ein halbes Jahr zusammen gewesen war, hatte vor Kurzem in einem Starbucks mit mir Schluss gemacht. »Ich weiß einfach nicht, wo das hinführen soll«, hatte sie gesagt und unsere Beziehung gemeint, glaube ich, aber eigentlich hatte sie mein ganzes Leben ziemlich gut auf den Punkt gebracht. Und sie hatte recht: Selbst das, was mir immer am meisten Spaß gemacht hatte – mich mit russischer Literatur und Geschichte zu beschäftigen und sie zu unterrichten –, bereitete mir kein Vergnügen mehr. Ich steuerte auf eine Zukunft zu, in der ich bis ans Ende meiner Tage halbherzig die halb fertigen Arbeiten von halb interessierten Studierenden benotete.

Moskau hingegen war ein ganz besonderer Ort für mich. Es war die Stadt, in der meine Eltern aufgewachsen waren und sich kennengelernt hatten; es war die Stadt, in der ich geboren worden war. Es war eine große, hässliche, gefährliche Stadt, aber zugleich die Wiege der russischen Zivilisation. Selbst als Peter der Große ihr 1712 den Rücken kehrte und nach St. Petersburg ging, selbst als Napoleon sie 1812 plünderte, blieb Moskau, wie Alexander Herzen es ausdrückte, die Hauptstadt des russischen Volkes. »Wie sehr ihnen Moskau im Blut lag, merkten sie an dem Schmerz, den sie spürten, als sie es vergossen.« Ja, das stimmte. Und ich war jahrelang nicht mehr dort gewesen. Im Verlauf einiger Grad-School-Sommer war ich ihrer Armut und ihrer Hoffnungslosigkeit überdrüssig geworden. Die aggressiven Betrunkenen in der Metro; die Schläger in Trainingsanzügen und Lederjacken, die überall herumliefen und einen anstarrten; der Typ, der jede Nacht aus den Mülltonnen neben dem Haus meiner Großmutter aß, als ich im Jahr 2000 den Sommer dort verbrachte, und immer wieder »Wichser!« und »Blutsauger!« schrie, während er sich weiter durch den Müll wühlte. Seitdem war ich nicht mehr dort gewesen.

Trotzdem ließ ich die Finger von der Tastatur. Ich brauchte irgendein Zugeständnis von Dima, und wenn auch nur aus Stolz.

»Kann ich da irgendwo Eishockey spielen?«, fragte ich schließlich. Im selben Maße wie es mit meiner akademischen Karriere bergab gegangen war, hatte sich mein Eishockeyspiel verbessert. Selbst im Sommer war ich drei Tage in der Woche auf dem Eis.

»Soll das ein Witz sein?«, fragte Dima. »Moskau ist ein Eishockeymekka. Überall werden neue Eisbahnen gebaut. Sobald du dort bist, bringe ich dich in einem Spiel unter.«

Ich ließ es sacken.

»Ach so: Das WLAN-Signal aus meiner Wohnung reicht bis über den Flur«, sagte Dima. »Es gibt kostenloses Internet.«

»Okay!«, schrieb ich.

»Echt?«

»Ja«, sagte ich. »Warum nicht.«

Ein paar Tage später ging ich zum russischen Konsulat in der Upper East Side, stand eine Stunde lang mit meinem Antrag in der Hand in der Schlange und bekam ein Jahresvisum. Dann erledigte ich, was zu erledigen war: Ich vermietete mein Zimmer an einen Rocks Schlagzeuger aus Minnesota, brachte meine Bücher zurück in die Bibliothek und holte mein Eishockeyzeug aus dem Schließfach in der Umkleekabine der Eishalle. Es war alles ein ziemlicher Aufwand und nicht gerade billig, aber ich dachte die ganze Zeit an das neue Leben, das vor mir lag, und den neuen Menschen, der ich bald sein würde. Ich stellte mir vor, wie ich meiner Großmutter die Einkäufe trug, mit ihr Ausflüge durch die Stadt unternahm, ins Kino ging (sie hatte das Kino immer geliebt), mit ihr Arm in Arm durch die vertraute Nachbarschaft schlenderte und ihren Geschichten über das Leben während des Sozialismus lauschte. Es gab so viel in ihrem Leben, von dem

ich nichts wusste, so viel, nach dem ich sie nie gefragt hatte. Ich war gleichgültig und selbstvergessen gewesen; ich hatte mehr an Bücher geglaubt als an Menschen. Ich malte mir aus, wie ich morgens gegen Putin demonstrierte, nachmittags Eishockey spielte und abends meiner Großmutter Gesellschaft leistete. Vielleicht konnte ich sogar das Leben meiner Großmutter als Grundlage für einen Aufsatz nutzen. Ich stellte mir vor, wie ich mit den Geschichten meiner Großmutter in der Hand mönchisch in meinem Zimmer saß und meiner wissenschaftlichen Arbeit eine ganz neue Dimension hinzufügte. Vielleicht könnte ich ihre Erinnerungen als kurssive Passagen in meinen Aufsatz einflechten – wie bei *In Our Time* auf BBC.

An meinem letzten Abend in der Stadt schmissen meine Mitbewohner eine kleine Party für mich. »Auf Moskau«, sagten sie und hoben ihre Bierdosen.

»Auf Moskau!«, wiederholte ich.

»Und lass dich nicht umbringen«, fügte einer von ihnen hinzu.

»Ich lass mich nicht umbringen«, versprach ich.

Ich war aufgeregt. Und betrunken. Mir fiel auf, dass es durchaus einen Hauch von Glamour hatte, einige Zeit in einem zunehmend gewalttätigen und diktatorischen Russland zu verbringen, dessen Streitkräfte gerade dem kleinen Georgien eine demütigende Niederlage beigebracht hatten. Um drei Uhr nachts schrieb ich Sarah eine SMS. »Morgen ist es so weit«, lautete sie, als würde ich zu irgendeinem supergefährlichen Ort aufbrechen. Sarah antwortete nicht. Drei Stunden später wachte ich, noch immer betrunken, auf, schmiss meinen restlichen Kram in einen riesigen roten Koffer, schnappte mir meinen Eishockeyschläger und machte mich auf den Weg zum JFK. Ich stieg ins Flugzeug und schlief auf der Stelle ein.

Eh ich mich's versah, stand ich in der Schlange vor der Passkontrolle im trostlosen Keller des Scheremetjewo-II International Airport. Hier schien sich nie etwas zu ändern. Nach jeder Landung führten sie einen hinab in den Keller, wo man endlos anstehen musste, bevor man endlich sein Gepäck bekam. Es war wie ein Fegefeuer, das einen vermuten ließ, als Nächstes nicht unbedingt im Himmel zu landen.

Aber die Russen sahen anders aus, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie waren gut gekleidet, hatten schicke Frisuren und telefonierten mit eleganten neuen Handys. Sogar die Grenzbeamten in ihren hellblauen, kurzärmeligen Uniformen waren guter Laune. Obwohl die Schlange lang war, standen mehrere Uniformierte abseits in kleinen Gruppen beisammen und lachten. Der Ölpreis stand bei hundertzehn Dollar pro Fass, und ihre Armee hatte gerade den Georgiern den Arsch versohlt – lachten sie darüber?

Die Modernisierungstheorie lehrt Folgendes: Wohlstand und Technologie sind mächtiger als Kultur. Gebt den Leuten schöne Autos, Farbfernseher und die Möglichkeit, nach Europa zu reisen, und sie werden aufhören, aggressiv zu sein. Zwei Länder mit McDonald's-Filialen werden niemals gegeneinander in den Krieg ziehen. Menschen mit Handys sind freundlicher als Menschen ohne Handys.

Ich war mir da nicht so sicher. In Georgien gab es McDonald's, und die Russen hatten es trotzdem bombardiert. Als ich mich der Passkontrolle näherte, bat ein großer, bebrillter, gut gekleideter Europäer – Holländer oder Deutscher – auf Englisch darum, vorgelassen zu werden: Er müsse seinen Anschlussflug bekommen. Ich nickte zustimmend – wir würden ohnehin noch eine Weile auf unser Gepäck warten müssen –, aber der Mann hinter mir, ungefähr so groß wie der Holländer, nur viel kräftiger und in einem kastigen, aber in meinen Augen nicht gerade billigen Anzug, fuhr mit

starkem russischem Akzent auf Englisch dazwischen: »Geh zurück ans Ende der Schlange.«

»Aber ich verpasse meinen Flug«, sagte der Holländer.

»Geh zurück ans Ende der Schlange.«

Ich sagte auf Russisch zu dem Mann: »Aber das ist doch kein Problem.«

»Oh, es ist ein großes Problem«, antwortete er.

»Bitte?«, bat der Holländer noch einmal auf Englisch.

»Ich sage, zurück mit dir. Sofort!« Der Russe drehte sich ein wenig zur Seite, sodass er dem Holländer gegenüberstand.

Der trat frustriert gegen seine Reisetasche. Dann nahm er sie und ging zurück ans Ende der Schlange.

»Das war die richtige Entscheidung«, sagte der Russe auf Russisch zu mir und meinte damit, dass er als ein Mann mit Prinzipien bereit gewesen wäre, den Holländer mit den Fäusten zu bearbeiten, wenn er sich vorgedrängelt hätte.

Ich antwortete nicht.

Ein paar Minuten später erreichte ich die Passkontrollkabine. Ein junger, blonder, ernst dreinschauender Grenzschutzbeamter saß darin; in seiner lichtbeschiene Uniform sah er aus wie ein Gott. Ich war jetzt rechtelos, fiel mir plötzlich ein; so etwas wie Recht und Gesetz gab es hier nicht. Während ich ihm meinen Reisepass aushändigte, fragte ich mich, ob ich diesmal mit der Rückkehr in das Land meiner Eltern mein Glück einmal zu oft strapaziert hätte. Würden sie mich schlussendlich nun doch in Gewahrsam nehmen, wegen all der unfreundlichen Dinge, die ich im Lauf der Jahre über Russland gedacht hatte?

Aber der Beamte nahm lediglich meinen ramponierten blauen amerikanischen Reisepass – den Pass von jemandem, der in einem Land lebte, in dem man seinen Pass nicht ständig mit sich herumtragen musste, in dem es tatsächlich passieren

konnte, dass man monate- oder jahrelang gar nicht wusste, wo sich der Pass überhaupt befand – mit leichtem Abscheu entgegen. Hätte er einen Pass wie den meinen, er würde besser darauf achten. Er glich meinen Namen mit der Terroristendatenbank ab, öffnete die Durchgangstür und ließ mich passieren.

Und das war's. Ich war wieder in Russland.

Meine Großmutter Sewa lebte mitten im Zentrum der Stadt, in einer Wohnung, die ihr in den späten 1940er-Jahren von Josef Stalin zuerkannt worden war. Manchmal, wenn er damit irgendwas beweisen wollte, ritt mein Bruder Dima darauf herum, und auch meine Großmutter erwähnte es hin und wieder, wenn sie in selbstkritischer Stimmung war. »Meine Stalin-Wohnung« nannte sie sie dann, wie um jeden – und allen voran sich selbst – daran zu erinnern, welchen fragwürdigen moralischen Kompromiss sie eingegangen war. Aber grundsätzlich waren wir uns in der Familie einig: Wenn man mit einer kleinen Tochter und zwei Brüdern und einer Mutter in einem zugigen Zimmer in einer Gemeinschaftsunterkunft lebte und einem jemand eine Wohnung anbot, war es absolut in Ordnung, dieses Angebot anzunehmen, ganz egal von wem es kam. Und es ist ja nicht so, als hätte Stalin persönlich ihr die Schlüssel übergeben oder eine Gegenleistung von ihr verlangt. Sie war damals eine junge Geschichtsprofessorin an der Staatlichen Universität Moskau und hatte als Beraterin an einem Film über Iwan den Großen mitgearbeitet, diesen »Zar aller Russen« aus dem fünfzehnten Jahrhundert und Großvater von Iwan dem Schrecklichen. Stalin hatte der Film so gut gefallen, dass er verkündete, jeder Beteiligte solle eine eigene Wohnung erhalten. Weshalb meine Großmutter sie nicht nur »meine Stalin-Wohnung«, sondern wahlweise auch

»meine Iwan-der-Große-Wohnung« oder, wenn sie es ernst meinte, »meine Jolka-Wohnung« nannte, nach ihrer Tochter, meiner Mutter, für die sie einfach alles getan hätte.

Um zu dieser Wohnung zu gelangen, tauschte ich ein paar Dollar an der Wechselstube bei der Gepäckaussgabe – es gab damals ungefähr vierundzwanzig Rubel pro Dollar – und nahm den nagelneuen Schnellzug zum Bahnhof Savelowski. Auf dem Weg dorthin fuhr ich kilometerweit an verfallenen sowjetischen Wohnblocks vorbei und durch den alten (ebenfalls verfallenen), direkt bis ans Stadtzentrum reichenden Industriegürtel aus der Jahrhundertwende. Unterwegs fing der kräftige Kerl, der neben mir saß – ungefähr mein Alter, in Jeans und einem kurzärmeligen Button-down-Hemd –, ein Gespräch mit mir an.

»Was ist das für ein Modell?«, fragte er und meinte mein Handy. Ich hatte am Flughafen eine SIM-Karte gekauft und legte sie gerade ein, um zu sehen, ob sie funktionierte.

Jetzt geht's los, dachte ich. Mein Telefon war ein ganz normales Klapphandy, das ich von T-Mobile bekommen hatte. Aber ich nahm an, dies wäre nur das Vorspiel, und der Typ würde versuchen, mich auszurauben. Ich wurde nervös. Mein Eishockeyschläger befand sich im Gepäckfach über uns, und es wäre sowieso schwer gewesen, mitten im Zug auszuholen und nach dem Mann zu schlagen.

»Ein ganz normales Handy«, sagte ich. »Samsung.«

Ich war russischsprachig aufgewachsen und sprach es immer noch mit meinem Vater und meinem Bruder, aber ich hatte einen leichten, schwer zuzuordnenden Akzent. Ich machte gelegentlich kleine grammatikalische Fehler oder betonte die falsche Silbe. Und ich war etwas eingerostet. Der Mann bemerkte es, und er sah auch, dass mich meine olivfarbene Haut von den meisten anderen Slawen in diesem schicken Zug unterschied.

»Woher kommst du?«, fragte er.

Er benutzte das vertrauliche *Ty* statt des *Wy* – es konnte bedeuten, dass er einfach nur freundlich sein wollte, weil wir ungefähr im selben Alter waren und im selben Zug saßen, oder aber er nahm sich das Recht heraus, mich anzusprechen, wie es ihm gerade beliebte. Ich wusste es nicht.

Er fing an zu raten, woher ich wohl käme. »Spanien?«, fragte er. »Oder Türkei?«

Und was sollte ich antworten? Wenn ich »New York« sagte, würde er denken, ich hätte Geld, obwohl ich eine alte Jeans trug und Sneaker, die ihre besten Tage bereits hinter sich hatten, und in Wahrheit kein Geld besaß. Jemand aus New York konnte ausgeraubt werden, entweder im Zug oder im Getümmel auf dem Bahnsteig gleich nach dem Aussteigen. Aber wenn ich »von hier«, also aus Moskau, sagte, wäre das zwar technisch korrekt, aber offensichtlich eine Lüge, was die Situation eskalieren lassen könnte. Schließlich saß ich im Zug, der vom Flughafen kam.

»New York«, sagte ich.

Der Mann nickte abgeklärt. »Gibt es da das neue iPhone?«

»Klar«, sagte ich und fragte mich, worauf er hinauswollte.

»Was kostet es?«

Ach so. Westliche Güter waren in Moskau immer viel teurer als im Westen, und die Russen wollten ständig wissen, wie viel teurer, damit sie sich darüber ärgern konnten.

Ich versuchte, mich zu erinnern. Sarah hatte ein iPhone gehabt. »Zweihundert Dollar«, sagte ich.

Die Augen des Mannes weiteten sich. Hatte er es doch gewusst! Das war ein Drittel des russischen Preises.

»Aber«, fuhr ich schnell fort, »man muss einen Vertrag abschließen. Für ungefähr hundert Dollar im Monat. Zwei Jahre lang. Also doch nicht so billig.«

»Einen Vertrag?« Er hatte noch nie von einem Vertrag gehört. Wusste ich überhaupt, wovon ich redete? In Russland holte man sich einfach eine SIM-Karte und bezahlte pro Minute.

»Ja, in Amerika braucht man einen Vertrag.«

Der Mann reagierte beleidigt. Tatsächlich fing er an, sich zu fragen, ob ich mir das nicht einfach nur ausgedacht hatte. »Es muss eine Möglichkeit geben, das zu umgehen«, sagte er.

»Ich glaube nicht.«

»Doch, doch«, sagte er. »Es muss möglich sein, das Telefon zu behalten und den Vertrag zu kündigen.«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Die sind bei so was ziemlich streng.«

Der Mann zuckte mit den Schultern, zog eine Zeitung hervor – *Kommersant*, eine der täglichen Wirtschaftszeitungen – und sprach für den Rest der Fahrt kein Wort mehr mit mir.

Am Bahnhof erwartete mich keine Räuberbande, und ich fuhr von dort ohne weitere Vorkommnisse ein paar Stationen mit der Metro bis zum Zwetnoi-Boulevard.

Das Zentrum von Moskau war eine ganz eigene Welt. Verschwunden waren die hohen, maroden Wohnblocks und die alten, maroden Fabriken der Randbezirke. Als ich die lange Rolltreppe verließ und durch die großen, schweren, schwingenden Holztüren trat, empfingen mich stattdessen eine breite Straße, imposante Wohnhäuser aus der Stalinzeit, einige Restaurants und jede Menge Baustellen, wohin man auch sah. Der Zwetnoi-Boulevard lag direkt an dem gewaltigen Gartenring, der in einem Radius von etwa zweieinhalb Kilometern mit dem Kreml als Mittelpunkt in einer zehnspurigen Schlaufe einmal rund ums Zentrum führte. Aber sobald ich ein Stück Richtung Uliza Sretenka gegangen war, in der meine Großmutter wohnte, fand ich

mich in stillen, verwahrlosten Seitenstraßen wieder, deren zwei- und dreistöckigen Bauten aus dem neunzehnten Jahrhundert jede Farbe fehlte und die sogar jetzt im August teilweise leer standen. Ein Rudel streunender Hunde sonnte sich auf einem verlassenen Grundstück an der Petschatnikow Pereulok, und sie bellten mich und meinen Eishockeyschläger an. Ein paar Minuten später war ich zu Hause.

Die Wohnung meiner Großmutter lag im zweiten Stock eines weißen fünfstöckigen Gebäudes, das sich einen Innenhof mit zwei älteren, flacheren Häusern teilte, von denen eines auf die Petschatnikow hinausging und das andere auf den Roschdestwenski-Boulevard zeigte. Eine große rote Ziegelmauer, hinter der sich eine alte Kirche befand, bildete die vierte Seite des Innenhofs. In meiner Kindheit war der Innenhof voller Bäume und lockerer Erde gewesen, mit der ich gespielt hatte, und im Winter hatte es sogar eine winzige Eisbahn gegeben. Aber nach dem Zusammenbruch der UdSSR hatte man die Bäume abgeholzt, und die Eisbahn war von Nachbarn, die dort ihre Autos parken wollten, abgebaut worden. Eine Zeit lang war der Innenhof auch ein beliebtes Ziel für ortsansässige Prostituierte; Männer fuhren mit ihren Autos hinein, ließen das Scheinwerferlicht über die Ware gleiten und trafen ohne auszusteigen ihre Wahl.

Diesen alten Innenhof betrat ich nun. Die Prostituierten waren längst verschwunden, und es handelte sich im Grunde immer noch um einen Parkplatz, aber jetzt standen hier sehr viel schönere Autos als bei meinem letzten Besuch, und es gab sogar wieder ein paar Bäume. An der Haustür tippte ich den Code ein – er hatte sich seit 2001 nicht geändert – und wuchtete meinen Koffer die Treppe hinauf. Meine Großmutter kam an die Tür. Sie war winzig; sie war schon immer schmal gewesen, aber nun war sie noch schmalere,

das graue Haar auf dem Kopf noch etwas dünner, und einen kurzen Moment hatte ich Angst, sie würde mich nicht erkennen. Aber dann sagte sie: »Andrjuschik. Du bist da.« Sie schien diesbezüglich gemischte Gefühle zu haben.

Ich ging hinein.

2. MEINE GROSSMUTTER

Baba Sewa – Sewa Efraimowna Gechtman, meine Großmutter mütterlicherseits – wurde 1919 in einer kleinen Stadt in der Ukraine geboren. Ihr Vater war Buchhalter in einer Textilfabrik und ihre Mutter Krankenschwester. Sie hatte zwei Brüder, und die gesamte Familie war kurz nach der Revolution nach Moskau gezogen.

Ich wusste, dass sie in der Schule gegläntzt hatte und an der Staatlichen Universität Moskau, der besten und ältesten russischen Universität, aufgenommen worden war und dort Geschichte studiert hatte. Ich wusste, dass sie kurz nach dem Einmarsch der Deutschen einen jungen Jurastudenten, meinen Großvater Boris (eigentlich Barutsch) Lipkin, an der Uni kennenlernte und dass sie sich ineinander verliebten und heirateten. Dann war er im zweiten Kriegsjahr in der Nähe von Wjasma gefallen, nur einen Monat nach der Geburt meiner Mutter. Ich wusste, dass meine Großmutter nach dem Krieg an der Staatlichen Universität Moskau unterrichtete und dann die Leute vom »Iwan der Schreckliche«-Film beriet und die Wohnung erhielt und dort mit meiner Mutter sowie einer älteren Verwandten, Tanta Klawa, lebte; dass die Wohnung für ziemliche Aufregung innerhalb der Familie sorgte, nicht dadurch, von wem sie kam, sondern weil meine Großmutter sich weigerte, ihren Bruder und seine Frau bei sich einziehen zu lassen – weil seine Frau eine Trinkerin war, aber auch, weil sie Tanta Klawa nicht auf die Straße setzen wollte; dass man sie, kurz nachdem sie die Wohnung erhalten hatte, auf dem Höhepunkt des »antikosmopolitischen« – also des

antijüdischen – Feldzugs dazu zwang, die Staatliche Universität Moskau zu verlassen, und dass sie sich als Privatlehrerin und Übersetzerin aus anderen slawischen Sprachen durchschlug; und dass sie in ihren mittleren Jahren noch einmal heiratete, einen lieben, vergesslichen Geophysiker, den wir Onkel Lew nannten, und mit ihm nach Dubna zog, dem Zentrum der nuklearen Kernforschung, und die Wohnung meinen Eltern überließ und später meinem Bruder; und dass sie schließlich zurückkehrte – nur ein paar Jahre bevor ich vor der Tür stand –, weil Onkel Lew im Schlaf gestorben war.

Aber es gab vieles, was ich nicht wusste. Ich wusste nicht, was aus Tanta Klawa geworden war oder wie Großmutter's Leben nach dem Krieg ausgesehen hatte. Ich wusste nicht, ob sie vor dem Krieg, während der Säuberungen, irgendetwas davon gewusst oder geahnt hatte, was im Land vor sich ging. Wenn nicht, warum nicht? Wenn doch, wie hatte sie mit diesem Wissen leben können? Und wie hatte sie in dieser Wohnung bleiben können, nachdem sie von alledem erfahren hatte?

Während meine Großmutter sich in der Küche beschäftigte, brachte ich mein Gepäck in unser altes Schlafzimmer, in dem sich, entgegen seinen Beteuerungen, noch immer Dimas ganzer Mist stapelte, und sah mich erst einmal um. Die Wohnung hatte sich nicht verändert: Sie war ein Museum für sowjetische Möbel, segmentiert in mehrere Schichten, von neu bis alt – wie eine Ausgrabungsstätte. Im Hinterzimmer standen Großmutter's großer alter Eichenholzschreibtisch aus den Vierziger- oder Fünfzigerjahren und ihr ebenso altes Standregal mit den abschließbaren Türen; die meisten Möbel in diesem Zimmer stammten allerdings aus der Zeit, in der meine Eltern in der Wohnung gelebt hatten: die grüne Klappcouch, die verglasten Hängeregale und der hohe, lackierte Wandschrank. Und natürlich die Hochbetten in un-

serem Schlafzimmer, die mein Vater kurz vor unserer Auswanderung eingebaut und die Dima nie ersetzt hatte – während er hier wohnte, hatte er im Hinterzimmer geschlafen und unser Schlafzimmer als Gästezimmer genutzt. Es gab sogar noch ein paar Spielsachen aus unserer Kindheit, fast alles kleine Autos, mit denen Dima und ich gespielt hatten und die jetzt im Regal zwischen den Büchern steckten. Dann folgte die Neuzeit: Dima hatte einen Flachbildfernseher im Hinterzimmer installiert und einen Heimtrainer in unser Schlafzimmer gestellt, der sehr viel Platz einnahm. Die meisten Bücher in den Regalen waren russische Klassiker in vollständigen Sowjetausgaben: vierzehn Bände Dostojewski, elf Bände Tolstoi, sechzehn (!) von Tschechow, aber es gab auch ein paar Reihen mit englischsprachigen Büchern über Wirtschaft und die Kunst des Verhandeln, die offenbar von Dima importiert worden waren. Und in der Küche stand ein Esstisch mit Linoleumplatte, ungefähr aus der Zeit meiner Geburt, an dem meine Großmutter saß und auf mich wartete.

Aus irgendeinem Grund war ich ihr Liebling. Als ich klein war, hatte ich die Sommer häufig bei ihr und Onkel Lew in der Datscha in Scheremetjewo (direkt neben dem Flughafen) verbracht, und während meines Auslandssemesters in Moskau besuchte ich sie, sooft es ging. In den späten Neunzigern, als sie noch reisen konnte, waren sie und Dima und ich einmal im Jahr in Europa gewesen. All dies summierte sich auf insgesamt nicht mehr als ein paar gemeinsame Monate, und doch: Ich war das Nesthäkchen, das Lieblingskind ihrer einzigen Tochter, und das reichte vollkommen. Für sie war ich noch immer dieser kleine Junge.

Und jetzt wollte sie mich füttern. Langsam und sorgfältig erwärmte sie Kartoffelsuppe, Kotlety (russische Fleischbällchen) und Bratkartoffeln. Sie bewegte sich im Schnecken-tempo durch die Küche, zwar wackelig auf den Beinen, aber

in dieser alten Küche gab es viele Möglichkeiten, sich abzustützen, und sie kannte sie alle. Sie konnte nicht gleichzeitig kochen und sich unterhalten, und ihr Gehör hatte nachgelassen, also wartete ich, bis sie fertig war, und half ihr dabei, das Essen auf den Tellern zu verteilen. Irgendwann saßen wir dann am Tisch. Sie fragte mich nach meinem Leben in Amerika.

»Wo wohnst du?«

»New York.«

»Was?«

»New York.«

»Oh. – Wohnst du in einem Haus oder einer Wohnung?«

»Einer Wohnung.«

»Was?«

»Einer Wohnung.«

»Gehört sie dir?«

»Ich habe sie gemietet. Gemeinsam mit ein paar Mitbewohnern.«

»Was?«

»Ich teile sie mir mit anderen. Wie eine Kommunalka.«

»Bist du verheiratet?«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein.«

»Hast du Kinder?«

»Nein.«

»Keine Kinder?«

»Nein. In Amerika«, griff ich zu einer Halbwahrheit, »bekommen die Menschen erst spät Kinder.«

Zufrieden, oder zumindest halbwegs zufrieden, fragte sie mich, wie lange ich bleiben wolle.

»Bis Dima zurückkommt«, sagte ich.

»Was?«

»Bis Dima zurückkommt«, sagte ich noch einmal.

»Andruscha«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Kennst du meine Freundin Musja?«

»Ja«, sagte ich, Emma Abramowna – oder Musja – war ihre älteste und beste Freundin.

»Sie ist eine sehr gute Freundin von mir«, erklärte meine Großmutter. »Jetzt gerade ist sie in ihrer Datscha.«

Emma Abramowna, eine Literaturprofessorin, der es gelungen war, trotz des antijüdischen Feldzugs an der Staatlichen Universität Moskau zu bleiben, besaß eine Datscha in der alten Schriftstellerkolonie Peredelkino. Meine Großmutter hatte ihre eigene Datscha in den Neunzigern aufgeben müssen, unter Umständen, die ich nie so richtig durchschaut hatte.

»Ich denke«, sagte sie jetzt, »dass sie mich im nächsten Sommer zu sich einladen wird.«

»Ja? Hat sie das gesagt?«

»Nein«, sagte meine Großmutter. »Aber ich hoffe es.«

»Das klingt gut«, sagte ich.

Im August zog es alle Moskauer in ihre Datschas; offenbar machte es ihr zu schaffen, dass sie keine eigene Datscha mehr hatte.

Wir hatten jetzt aufgegessen und unseren Tee getrunken, und meine Großmutter griff sich ganz beiläufig in den Mund und nahm ihre Zähne heraus. Sie legte sie in eine kleine Teetasse auf dem Tisch.

»Ich muss mein Zahnfleisch schonen«, sagte sie zahnlos.

»Natürlich«, sagte ich. Ohne die Zähne, die sie stützten, fielen die Lippen meiner Großmutter ein bisschen nach innen, und ohne die Zähne, die ihre Zunge bremsten, sprach sie mit einem leichten Lispeln.

»Sag mal«, fuhr sie in demselben forschenden Ton wie vorhin fort, »kennst du Dima?«

»Natürlich«, sagte ich. »Er ist mein Bruder.«

»Oh.« Meine Großmutter seufzte, als könnte sie jemandem, der Dima kannte, nicht vollständig trauen. »Weißt du, wo er ist?«

»Er ist in London«, sagte ich.

»Er besucht mich nie«, sagte meine Großmutter.

»Das ist nicht wahr.«

»Doch, ist es. Nachdem er mich dazu gebracht hatte, ihm die Wohnung zu überschreiben, hat er jedes Interesse an mir verloren.«

»Omama!«, sagte ich. »Das stimmt nun wirklich nicht.«

Es stimmte, dass Dima vor ein paar Jahren die Wohnung auf seinen Namen überschrieben hatte – die postsowjetische Variante der Gentrifizierung brachte es mit sich, dass netten älteren Damen, die erstklassige Moskauer Immobilien besaßen, allerlei unerklärliche Unglücke zustießen. Sicherheitstechnisch gesehen war es die richtige Entscheidung gewesen, aber mir wurde klar, dass es meiner Großmutter verdächtig vorkommen musste.

»Was stimmt nicht?«, fragte sie.

»Es stimmt nicht, dass er kein Interesse an dir hat. Er spricht die ganze Zeit mit mir über dich.«

»Hm«, machte meine Großmutter nicht besonders überzeugt. Dann seufzte sie erneut.

Sie wollte aufstehen, um die Teller abzuräumen, aber ich bestand darauf, dass sie sitzen blieb. In dem Moment weniger, um ihr Arbeit abzunehmen, sondern weil bei ihr alles so wahnsinnig lange dauerte.

Schnell räumte ich den Tisch ab und machte mich an den Abwasch.

Als ich fast fertig war, kam meine Großmutter zu mir und stellte mir eine Frage, die ihr, wie ich merkte, ganz offenbar etwas heikel erschien.

»Andrjuscha«, sagte sie. »Du bist mir lieb und teuer. Unserer ganzen Familie. Aber ich kann mich gerade nicht erinnern – woher kennen wir dich noch mal?«

Einen Moment lang war ich sprachlos.

»Ich bin dein Enkel«, sagte ich. In meiner Stimme lag ein leichtes Flehen.

»Was?«

»Ich bin dein Enkel.«

»Mein Enkel«, wiederholte sie.

»Du hattest eine Tochter, erinnerst du dich?«

»Ja«, sagte sie unsicher, und dann fiel es ihr wieder ein.

»Ja. Meine kleine Tochter.« Sie dachte einen Moment nach.

»Sie ist nach Amerika gegangen«, sagte meine Großmutter.

»Sie ist nach Amerika gegangen und gestorben.«

»Das ist richtig«, sagte ich. Meine Mutter war 1992 an Brustkrebs gestorben; das einzige Mal, dass meine Großmutter sie nach unserer Auswanderung wiedergesehen hatte, war auf ihrer Beerdigung gewesen.

»Und du ...«, sagte sie jetzt.

»Ich bin ihr Sohn.«

Meine Großmutter ließ es sacken. »Aber warum bist du dann hier?«

Ich verstand nicht.

»Das hier ist ein schreckliches Land. Meine Jolka hat dich nach Amerika gebracht, warum bist du dann zurückgekommen?« Sie schien verärgert zu sein.

Wieder fehlten mir die Worte. Warum war ich hier? Weil Dima mich darum gebeten hatte. Und weil ich meiner Großmutter eine Hilfe sein wollte. Und weil ich dachte, es würde mir helfen, ein Thema für einen Aufsatz zu finden, der mir helfen würde, einen Job zu finden. All diese Gründe wirbelten in meinem Kopf umher, und ich entschied mich für den, der mir am praktischsten vorkam.

»Wegen der Arbeit«, sagte ich. »Ich muss ein bisschen was recherchieren.«

»Oh«, sagte sie. »In Ordnung.« Auch sie hatte in diesem schrecklichen Land arbeiten müssen, das konnte sie verstehen.

Für den Moment zufriedengestellt, entschuldigte meine Großmutter sich und ging in ihr Zimmer, um sich hinzulegen.

Ich blieb in der Küche sitzen und trank noch eine Tasse Tee. Überall in der Wohnung waren Fotos unserer Familie, vor allem meiner Mutter – sie hingen an den Wänden, standen auf Kommoden und in Bücherregalen. In Amerika war unsere Familie auseinandergebrochen, in Moskau war sie noch genau so, wie sie immer gewesen war.

So eine Scheiße, dachte ich. Ich hatte nicht erwartet, meine Großmutter in solch einem Zustand vorzufinden. Dima hatte erwähnt, dass sie Medikamente gegen ihre Demenz einnehmen müsse, aber ich hatte nicht wirklich verstanden, was das bedeutete.

Mein erster Gedanke war: Dafür fehlt mir die Qualifikation. Ich bin nicht dafür geeignet, mich um eine neunundachtzigjährige Frau zu kümmern, die nicht einmal mehr weiß, wer ich überhaupt bin. Ich war ein Mensch, der einen unglaublich ausführlichen Bildungsweg durchlaufen hatte und dem es nicht gelungen war, diesen Bildungsweg auch tatsächlich in einem Job münden zu lassen.

»Ich weiß einfach nicht, wo das hinführen soll«, hatte Sarah bei Starbucks zu mir gesagt.

»Warum muss es denn irgendwo hinführen?«, hatte ich einigermmaßen lahm geantwortet.

Sie hatte einfach nur den Kopf geschüttelt. »Vielleicht werde ich es bereuen, aber das bezweifle ich.«

Und sie hatte recht gehabt. Ich war ein Idiot, genau wie Dima sagte. Die Sache überforderte mich. Dort in der Küche, an diesem ersten Tag, war es das erste von vielen Malen, dass ich mir vornahm, wieder heimzufahren.

In Gedanken formulierte ich eine E-Mail. »Dima«, lautete sie, »ich habe das Gefühl, dass du mich, was die Verfassung unserer Großmutter betrifft, in die Irre geführt hast. Oder vielleicht habe ich dich auch falsch verstanden. Jedenfalls komme ich nicht damit zurecht. Es tut mir leid. Lass uns jemanden einstellen, der weiß, was er tut. Ich werde mich an den Kosten beteiligen.« Und dann würde ich nach New York zurückkehren.

Es ist keine Schande, seine Grenzen zu kennen. Wie genau ich es schaffen sollte, mich an den Kosten zu beteiligen, war mir allerdings ein Rätsel. Nachdem ich mein Ticket gekauft und das Visum bezahlt hatte, wies mein Konto nur noch knapp eintausend Dollar auf.

Meine Großmutter kam aus ihrem Zimmer und ging über den Flur zur Toilette. Sie hatte offenbar im Bett gelegen und war dann wieder aufgestanden: Ihr Haar war ganz zerwühlt, und sie trug noch immer kein Gebiss. Als sie mich sah, schenkte sie mir ein zahnloses Lächeln und winkte mir zu. Ich hatte das Gefühl, in dem Moment wusste sie, wer ich war. Das beruhigte mich ein bisschen.

Ich würde ihr also Gesellschaft leisten. Das konnte vielleicht sogar ein Idiot hinbekommen. Wen kümmerte es schon, dass sie sich an einige Sachen nicht mehr erinnerte? War ihr Leben denn so wundervoll gewesen, eine so endlose Parade von Freuden, dass sie dasitzen und sich an jede Kleinigkeit erinnern musste? Gut, dann würde sie mir eben nicht ihre Lebensgeschichte für meinen Möchtegern-Aufsatz erzählen können – ich würde etwas anderes finden, über das ich schreiben konnte. Und vielleicht würde sie tatsächlich die ganze

Zeit über nicht wissen, wer ich war. Aber *ich* wusste, wer ich war, und konnte sie daran erinnern. Ich war der jüngste Sohn ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, meiner Mutter, die nach Amerika gegangen und gestorben war.

Ich stand auf, wusch meine Teetasse ab und ging in mein Schlafzimmer. In der Ecke standen Umzugskartons, und der riesige Heimtrainer blockierte das untere Etagenbett. Ich musste über das Ding klettern, um mich hinzulegen. Ich freute mich jetzt richtig darauf, online zu gehen und meinen Bruder anzumeckern. Ich holte meinen Laptop raus und versuchte, das Signal aus der Nachbarwohnung zu empfangen, aber ich bekam es nicht rein. Das mochte nicht einmal Dimas Schuld sein – mein Laptop war alt, so alt, dass er nur funktionierte, wenn er an eine Steckdose angeschlossen war, und es gab zahlreiche Netzwerkprotokolle, die er nicht erkannte –, aber trotzdem: Es war schon wieder etwas, bei dem er mich in die Irre geführt hatte. Ich dachte kurz daran, nach nebenan zu gehen und nachzusehen, ob ich den Router neu ausrichten konnte, aber als zukünftiger Mieteintreiber (dies würde eine meiner Aufgaben sein) schien es mir unangebracht, am WLAN der Mieter herumzufummeln. Schließlich zahlten sie gutes Geld dafür.

Ich klappte meinen Laptop zu und streckte mich auf dem Bett aus; der Heimtrainer ragte vor mir auf wie ein Gebirge. Meine Großmutter hatte ein altes Handtuch und kratziges Bettzeug herausgesucht, und es gelang mir, das Bett zu beziehen, ohne aufzustehen. Dann lag ich da und dachte: Scheiße, Scheiße, Scheiße, Scheiße, Scheiße, Scheiße, Scheiße. Und dann: Okay. Okay. Alles wird gut. Meine Großmutter war in schlechter Verfassung, aber ich würde damit zurechtkommen. Mein Bettzeug war kratzig, aber ich konnte neues kaufen. Und das Schlafzimmer war ein totales Chaos, aber das hieß nur, dass ich etwas gegen Dima in der Hand

hatte. Und das war gut. Wirklich. Nichts gegen Dima in der Hand zu haben, bedeutete, dass er einen in der Hand hatte.

Es war acht Uhr abends in Moskau und noch hell draußen, aber ich war müde, so unglaublich müde, und schlief schnell und ohne mich ausziehen ein.